

2. Die Auswanderung.

Wir sind nicht am Ende mit der Aufzählung der Leiden, welche die Reformierten in Frankreich unter Ludwig XIV. zu erdulden hatten. Aber vielleicht ist hier der Ort, um einmal still zu stehen und nach der Aufnahme zu fragen, die das Verfahren des mächtigen Herrschers bei dem gebildeten Teile des französischen Volkes fand.

Wie war es möglich, dass so überaus schmachvolle, aller christlichen, aller sittlichen Empfindung Hohn sprechende Dinge zu einer Zeit in Frankreich vor sich gehen konnten, die mit Recht in mehr als einer Hinsicht der französischen Geschichte als ein Zeitalter der höchsten Blüte gilt! Die Protestanten jener Zeit, die den ganzen Jammer ihrer Glaubensgenossen mit erlebt hatten, sahen wohl voraus, dass man sich eines Tages so fragen würde. Im Vorwort zu seiner ausführlichen Geschichte des Edikts von Nantes meinte Benoît, man werde es nach hundert Jahren sich nicht vorstellen können, dass Frankreich unter Ludwigs XIV. Regiment sich durch solche Ungerechtigkeiten den Vorwürfen von ganz Europa habe aussetzen wollen. Welche Wahrscheinlichkeit habe es für sich, dass man zu einer Zeit die Reformierten zu vernichten beschloss, wo sie keinen Protektor, keine Waffen, keine Festungen, kein Bündnis mehr hatten. Wo sie es mit jedem anderen aufnahmen im Eifer für den Ruhm ihres Fürsten und die Ehre des Vaterlandes. Wo trotz aller Hindernisse, die man ihnen entgegen setzte, eine Anzahl begabter Männer im Gerichtswesen, im Staatsdienst, im Heere, auf der Flotte bis in die erste Reihe vorgedrungen waren. Wo der reformierte Marschall Graf Schomberg, ein ebenbürtiger Nachfolger Condés und Turennes, an der Spitze eines Heeres stand, sein Glaubensgenosse, der Marquis Duquesne, nach de Ruyters Tode der erste Seeheld der Welt, die Flotte befehligte. Er hält es darum, namentlich in Hinblick auf die bekannte Geschicklichkeit Roms und der Jesuiten in der nachträglichen Färbung der Geschichte, für geboten, bei Zeiten die Tatsachen urkundlich festzustellen und zu zeigen, wie ausschliesslich der Hass, der reine Glaubenshass einer irgeleiteten Mehrheit gegen die friedliche Minderheit dies Unerhörte bewirkt hat.

Mitschuld der öffentlichen Meinung in Frankreich.

In der Tat war das katholische Volk mitschuldig. Man darf die Geschichte keiner Zeit als lediglich bestimmt durch den Willen und die Sinnesart eines Mannes, auch des hervorragendsten und mächtigsten ansehen. Wie Ludwig XIV. bei aller persönlichen Bedeutung seiner Grosstaten in Krieg und Frieden nicht hätte ausführen können, wenn nicht die Ideen, die er zur vollen Wirklichkeit brachte, schon als Keime in den Geistern seiner Zeit gelebt und zur Ausgestaltung gedrängt hätten, so wäre auch diese schlimmste Nachtseite seiner Regierung undenkbar, wenn ihm eine öffentliche Meinung gegenüber gestanden hätte, die den grossen Gedanken der religiösen Duldung kannte und hoch hielt. Aber dieses war nicht der Fall. Ein treuer Sohn seines Zeitalters und seines Volkes ist er auch in jenem haltlosen Schwanken zwischen ungezügelter, leichtfertiger Sinnlichkeit und blinder Bigotterie, in jenem völligen Mangel des sittlichen Gleichgewichts seiner Welt- und Lebensansicht. Weder diejenigen Geschichtsschreiber können Recht behalten, die Ludwig XIV. als das unbewusste Werkzeug anderer Wüteriche unter seinen Räten hinstellen und ihn dabei noch gross nennen möchten, noch diejenigen, die ihm allein und ausschliesslich die unauslöschliche Schmach dieser nationalen Selbstverstümmelung aufzuwälzen versuchen. Frankreich, das Frankreich der katholischen Mehrheit jener Zeit, hat seinen Teil genommen an dieser Blutschuld und hat ihren Fluch nicht unbillig getragen.

Der katholische Klerus gegen die kirchliche Duldung.

Vom Klerus ist schon wiederholt berichtet, wie er den König in jeder seiner grösseren Versammlungen zu den unheilvollen Schritten auf diesem Wege drängte. Zwar stimmten die beiden grossen Parteien in der katholischen Geistlichkeit hinsichtlich dieser Angelegenheit nicht ganz überein. Während die Jesuiten vorzugsweise gern das grausame Spiel mit dem Begriff der Neubekehrten trieben und diejenigen, welche irgend unter diese Bezeichnung zu bringen waren, mit aller Gewalt zur Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten angehalten wissen wollten, verabscheuten die Jansenisten eine Entweihung des Heiligtums durch erzwungene Handlungen der Andacht. Sie wollten langsamere und menschlichere Mittel anwenden. Aber der reformierten Kirche als solcher ein Recht im Staate belassen, das war doch auch ihre Absicht nicht. Jenes Wort voll grausamer, unbewusster Ironie, von der weislich mit Strenge gemischten Milde des Königs ist bezeichnend für ihren Standpunkt. Milde und teilweise wohlthuende Äusserungen eines Fénelon, eines Noailles und der Bischöfe von Grenoble und von Saint Pons, werden angeführt (*Félice, Histoire de l'Eglise réformée de France; Paris 1859*). Dieser erklärte dem Priester, der zu den erzwungenen Kommunionen die Hand böte, wäre besser, dass ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er im tiefsten Meere ersäuft würde, da er nicht bloss die Hugenotten in ihrem Unglauben bestärkte sondern auch die Katholiken in ihrem Glauben erschütterte! Ehre dem Bischof, der so schrieb.

Aber eine Befürwortung auch der bescheidenen Rechte nur, die das Edikt von Nîmes den Protestanten belassen hatte, hat er damit nicht beabsichtigt. Auch unter den einfachen Geistlichen auf dem Lande finden sich Züge edler Menschlichkeit, welche in der Memoirenliteratur jener Tage verzeichnet sind. Aber die grosse Mehrheit der Geistlichen, von den Schönrednern des Hofes herab bis zu den ungebildetsten Landgeistlichen und Mönchen stimmte Jubelhymnen über des grossen Königs Weisheit und Gerechtigkeit an und gab sich bereitwillig dazu her, die Ausführung seiner weisen und gerechten Befehle auf alle Weise zu unterstützen. Was Wunder auch, da Papst Innocenz XI., ganz entsprechend dem Verhalten seiner Vorgänger nach der Pariser Bluthochzeit und gegenüber dem Edikt von Nantes, nur Worte des Lobes für die Niederwerfung der Ketzler hatte.

Mildere Ansichten einzelner Staatsmänner.

Nicht viel anders war es im Kreise der Staatsbeamten und im Heere. Vereinzelte Stimmen sind nachweisbar, die schon vom Beginn her die Härte des Verfahrens tadelten. Mehrere wiesen wenigstens nachher in wahrheitsgetreuen Berichten auf den Schaden hin, den die Auswanderung dem Lande brachte. Manche haben es sich für die alten Tage aufgespart, ihre Missbilligung in geistreichen Rückblicken auf ihr Leben gefahrlos Ausdruck zu geben. Auch hier mögen deren die Namen des Grafen Pontchartrain, der Markgrafen d'Aguesseau und Pomponne, des Herzogs von Beauvilliers, des Generals und nachmaligen Marschalls Vauban erwähnt sein. Aber bezeichnend ist es doch, wenn Aguesseau, indem er die gewaltsame Hinschleppung zum Altar oder die schimpfliche Bestrafung derer, die sich den kirchlichen Pflichten entziehen, verwirft, fortfährt: **«Was denn tun? Nun, sie unterrichten, sie erbauen, sie der Belehrung unterwerfen, ihre täglich wiederholten Versuche, sich unter einander zu bestärken, unterdrücken!»** Das war einer der mildesten Staatsmänner in der Nähe des Königs. Vauban schrieb tief entrüstet an Louvois: **«Der Zwang der Bekehrung hat einen allgemeinen Abscheu vor dem von der Geistlichkeit dabei beobachteten Verhalten erweckt. Wenn man so fortfährt, wird es nötig, die angeblichen Neubekehrten wie Empörer auszurotten oder sie wie Rückfällige zu verbannen (?) oder sie wie Rasende einzusperren; abscheuliche Pläne, die aller christlichen, sittlichen und bürgerlichen Tugend widersprechen!»** Ob aber Vauban, dessen Worte so trefflich klingen und jedenfalls aus einem redlich zürnenden Gemüte kommen, gar keine Bekehrungen wollte oder nur diese allzu gehässige Art derselben verurteilte, scheint doch zweifelhaft.

Racine.

Auch bei den Gelehrten, den Dichtern findet man Andeutungen, dass ihre weniger durch das raue Leben gehärteten Herzen vom Anblick dieser Gräuel verletzt waren. Aber was will es bedeuten, wenn sich die Zeitgenossen zuflüsterten und eine späte Kritik für gewiss erklärt, dass in einzelnen Versen Racines auf jene Tagesereignisse tadelnd angespielt wird, dass zu seinem Aman in dem Drama Esther kein anderer als Louvois die lebendigen Züge geliefert hat, und dass dessen verhängnisvoller Einwirkung auf Ludwig die Verse gelten sollen: **«Auch die Gerechtigkeit der grössten Könige lässt sich überraschen!»** und **«Der König, allzu vertrauensvoll, hat diese unglückliche Edikt unterzeichnet!»** Ein heller Posaunenton, der vermocht hätte, Herz und Gewissen des verirrtten Monarchen heilsam zu erschüttern und aus seinem Schlummer zu erwecken, ward auch von dieser Seite nicht gehört.

Verbotene Versammlungen der Protestanten.

Der uns so selbstverständlich erscheinende Grundsatz der religiösen Duldung trat von keiner Seite mahnend an den König heran; er war nur bei der verfolgten Minderheit selbst bekannt und gepflegt. Und doch geschah das alles in demselben Frankreich, in dem einst L'Hôpital diesem grossen Gedanken sein Leben gewidmet, in dem Heinrich IV. ihn zur Grundlage seiner Staatskunst und de Thou ihn zur leitenden Idee seiner Geschichtsschreibung gemacht hatte. So rächte sich es, dass man die Zeit der Heimsuchung nicht verstanden, dass die Mehrheit des Volkes dem Mahnruf der Reformation Ohr und Herz verschlossen hatte.

Und die Reformierten selbst? Auch während der härtesten Bedrückung waren sie ruhig und geduldig geblieben. Man erkennt die Nachkommen der streitbaren Hugenotten in ihnen kaum wieder. Das Einzige, was ihnen aus jener Zeit als unersetzliches Verhalten und als Auflehnung zum Vorwurf gemacht worden, ist dieses, dass sie zuweilen grössere gottesdienstliche Versammlungen auf freiem Felde oder auf den Trümmern ihrer zerstörten Kirchen abhielten. Namentlich zeichneten sich in dieser Richtung schon damals die Bewohner der Cevennen aus. Der eigenen Gotteshäuser beraubt, zogen sie einst, sechstausend an der Zahl, darunter Greise und Krüppel in Menge, nach Montpellier, um an der Feier eines Busstages teilzunehmen. Diesmal rührte der Anblick der andächtigen Menge die Befehlshaber; man liess sie ziehen, wie sie gekommen waren. Nicht so gut lief ein grösseres

Unternehmen im Jahre 1683 ab, das von sechzehn Abgeordneten der südlichen Provinzen bei einer heimlichen Zusammenkunft in Toulouse verabredet war. Man wollte am 27. Juni des Jahres an allen Orten, an denen der Gottesdienst in den letzten Jahren unterdrückt war, zusammen kommen, um Psalmen zu singen und dem Worte Gottes zu lauschen! Eine gleichzeitige Eingabe an den Geheimen Rat des Königs liess keinen Zweifel aufkommen, dass eine Störung der öffentlichen Ruhe durchaus nicht beabsichtigt wurde. In allem, was nicht unmittelbar gegen das religiöse Gewissen verstiesse, wollte man dem König unbedingt gehorchen. Aber man wäre es sich selbst schuldig, dem König zu zeigen, dass er mit den Berichten über die Bekehrung des protestantischen Volkes und die Gleichgültigkeit desselben gegen seinen Glauben getäuscht würde.

Blutige Auftritte und grausame Strafgerichte.

Die gläubige Menge strömte zusammen; aber an einer Anzahl von Orten stiess sie auf bereit gehaltene Truppen, die sie angriffen und Hunderte von friedlichen Menschen niedermachten. Hierbei trieb in der Tat die Verzweiflung die Protestanten an einzelnen Orten des Südens zu einem schwachen bewaffneten Widerstand. Die Folge war ein blutiges Strafgericht. Zwar machte sich bald die Erkenntnis geltend, dass die Hauptschuld auf der Seite der Angreifer lag. Die Verurteilten aus dem Volke wurden begnadigt. Aber doch ward an den Predigern und an denen, die man als Anstifter ansah, das Todesurteil mit der ganzen erfinderischen Grausamkeit des damaligen Strafrechts vollzogen. Einzelne Kirchen, die in weitem Umkreis noch allein übrig blieben, waren jeden Sonntag das Wanderziel vieler tausend Andächtiger. Der Flecken Mauzé im Poitou, zu dessen Gemeinde Olbreuze, das Stammschloss der Herzogin von Celle gehörte, füllte sich 1684 – 1685 alle Sonnabende mit Scharen von Protestanten, die weither zusammenströmten und teilweise ihre Heimat bis nach Bordeaux hin hatten. Alle Häuser der Protestanten, alle Herbergen, oft selbst die Markthallen waren zur Nacht mit Pilgern gefüllt, bis auch diese Zuflucht geschlossen ward. Ähnlich ging es zu Marennes in Saintonge. Als der Intendant im Winter plötzlich den Befehl, dort den Gottesdienst zu unterdrücken, erliess und dieses erst in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag an die Tür des Gotteshauses, eines der ältesten von ganz Frankreich, angeschlagen ward, fanden am andern Morgen sich zehntausend Menschen vor der verschlossenen Gnadenpforte zusammen. Es folgten ergreifende Auftritte in der schmerzlich enttäuschten Menge. Aber die Ordnung wurde nicht gestört. Selbst die Taufe von dreiundzwanzig mitgebrachten Kindern ward nicht mehr gestattet. Man war genötigt, die armen Kleinen meilenweit nach einem andern Gotteshaus zu schaffen, und ihrer mehrere erlagen unterwegs der rauen Witterung.



Eleonore Herzogin von Braunschweig-Lüneburg-Celle